

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

11. (Nachdruck verboten.)

Graf Giuliano war nun infolge seiner mehrfachen Vorstellungen endlich wieder nach Neapel zurückversetzt worden und wohnte wieder in seiner alten Behausung in der Nähe der Piazza dei Martiri. Man hatte dem jungen Offizier seine Zurückberufung von Aversa nicht vorenthalten können, wenn man dieser gelegentlichen Versetzung nicht den Charakter der Strafversetzung verleihen wollte, und dazu lag ein Anlaß nicht vor. Aber Giuliano hatte dadurch eigentlich wenig erreicht. Zunächst hatte sich sein Vater diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihn wiederholt tüchtig ins Gebet zu nehmen. Er hatte ihm die Pflichten seines Standes und seiner Stellung gewissenhaft auseinandergesetzt, und durch die väterlichen Ermahnungen klang immer mehr oder weniger die Mahnung durch: Ein Graf de Mattei und ein Offizier der Kavallerie kann nie und nimmer die Tochter eines leichtsinnigen Bankerottierers heiraten!

Giuliano sagte dazu weder ja noch nein, aber je mehr man ihm Peppa hilflos, bemitleidenswert und als unschuldiges Opfer der Schuld anderer darstellte, um so weniger fühlte er innerlich die Möglichkeit, sich von ihr zu trennen. Er sagte seinem Vater nichts von seinem fortgesetzten heimlichen Verkehr mit ihr — er traf sie fast täglich in der Villa Marini —, er gestand ihm nur ein, daß er Mario hin und wieder kleinere Beträge geliehen habe. Wenn er dann aber mit Peppa allein war, die in ihrer Ahnungslosigkeit über den wahren Stand ihrer eigenen Angelegenheiten harmlos plauderte, wenn er in ihre Augen sah, wenn er sich vergegenwärtigte, wie traurig und trostlos, wie gefährlich ihre Lage werden würde, wenn er s'e in ihrer jetzigen Hilflosigkeit auch noch verlassen müßte, dann überkam ihn eine eigentümliche Stimmung. Das wäre ihm geradezu wie ein Verbrechen erschienen, und es war hundert gegen eins zu wetten, daß sich Peppa in einem solchen Falle von ihrem hitzigen, heißblütigen Temperament zu irgend einer verzweifelten That hinreißen lassen würde.

Dann erschien ihm die vorsichtige Klugheit der sogenannten guten Gesellschaft mit ihren selbstsüchtigen Rücksichten auf die eigene geheiligte Persönlichkeit und auf die Gepflogenheiten der klugen Leute wie ein schweres Unrecht, eine Versündigung an anderen Unschuldigen, die doch auch Menschen waren. Dann wurde es ihm eng und unheimlich in dieser guten Gesellschaft, die das Herz nicht achtet und das wahre Glück wie eine Seifenblase ansieht, es nicht versteht, nicht begreift und infolgedessen auch nicht besitzt.

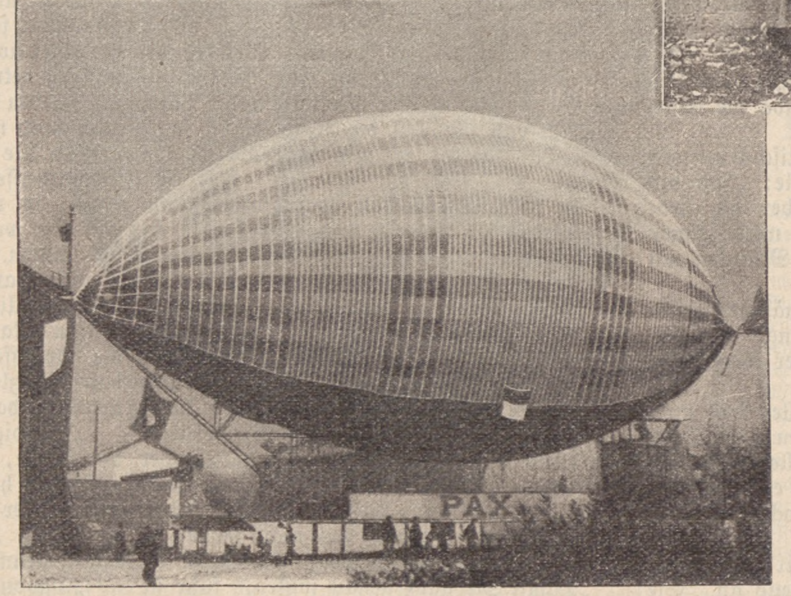
Und dann — das Wichtigste! Wer weiß, ob sich der junge Kavallerieoffizier in so tugendhaften Anwandlungen für das Opfer der Schuld anderer so erhitzt hätte, wenn nicht Peppa ein so hübsches, anmutiges, rührend schönes Opfer gewesen wäre. Sie war nicht mehr das verzärtelte Kind wie damals in der Villa Marini, mit den weichen, rundlichen Zügen und Formen und den mehr kindlichen Bewegungen. Die Linien ihres Gesichtes waren jetzt strenger und härter, aber all die Not und die Entbehrungen der letzten Zeit hatten ihrer Schönheit nichts anhaben können, sondern nur dazu beigetragen, ihr hinreißendes Temperament zu entwickeln.

Was freilich aus der ganzen Sache werden sollte, das wußte auch Graf Giuliano nicht. Denn, daß sich manches, vieles ändern mußte, ehe er nur daran denken konnte, mit seinen letzten Wünschen hervorzutreten, das sah er wohl ein. Aber wie es werden sollte, das wußte er augenblicklich selbst noch nicht.

M. Severo †. (S. 195)

Das war im Spätherbst, im Oktober, einem der schönsten Monate in Neapel. Obwohl am Tage noch heiß, war doch die Luft so klar wie ein Spiegel, die Farben so leuchtend wie im Orient, einer jener Tage, dessen Darstellung der Nordländer gern geneigt ist für Uebertreibungen zu halten, wenn der Maler sie ihm wahrheitsgetreu im Bilde zeigt. Graf Giuliano trat soeben in die Villa Marini ein. Er war in Uniform, in der schmucken Kavallerieuniform der Italiener. In einer der Weinlauben, die sich nach dem Meere zu öffneten, sah er ein helles Sommerkleid schimmern. Das konnte nur Fräulein Marianne Obermeyer sein, denn Peppa trug sich immer schwarz — Graf Giuliano wußte wohl, warum. Die Zeiten der eleganten Sommertoiletten waren vorüber.

Eigentümliche Gedanken fielen dem jungen Offizier ein. Da kam aus fernem Land ein fremdes Menschenkind, setzte sich in das Zaubernestchen am Posilippo und spielte die Herrin,



M. Severos lenkbares Luftschiff „Pax" vor der Katastrophe. (S. 195)



Ansicht von St. Pierre auf Martinique vor dem Ausbruch des Mont Pelée. (S. 195)

während die einheimische frühere Besitzerin die Dienerin machte, oder doch froh sein mußte, wenn sie beim Malen einige Stunden in ihrem früheren Heim geduldet wurde. Und dann war noch ein fataler Umstand: mit Fräulein Marianne mußte er französisch sprechen, und das kam ihm immer schwer an. Graf Giuliano war von Hause aus kein Held in der Schule gewesen. Gleichwohl konnte er nicht umhin, die jetzige Herrin der Villa Marini freundlich zu begrüßen. Er ging deshalb näher. Fräulein Obermeyer saß in der Laube, hatte sich von den herabhängenden Trauben eine abgepflückt und verschmauste sie offenbar mit großem Genuß, während sie mit einer leichten Rührung die Wunder der Gegend betrachtete.

„Sie ist noch nicht da?“ fragte Graf Giuliano.

„Ah, Herr Leutnant!“ machte Fräulein Marianne freundlich. „Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen!“

Dann, mit einem leicht spöttisch-traurigen Ton fortfahrend, antwortete sie: „Ich bin untröstlich, Herr Leutnant, aber die liebe Peppa ist noch nicht da. Es wird Ihnen nichts übrig bleiben, als einige Minuten mit mir fürlieb zu nehmen.“

Giuliano errötete leicht. „Gnädiges Fräulein, ich bitte um Entschuldigung. So war das nicht gemeint,“ erwiderte er etwas verwirrt.

„Nicht? Na, na! Wir wollen das nicht so genau untersuchen. Kommen Sie, Herr Leutnant, setzen Sie sich. Wollen Sie auch eine Traube? Pflücken Sie sich eine, sie sind vorzüglich, aber setzen Sie sich doch. Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Mit mir? Wirklich mit mir?“ fragte er scharf und sah sie dabei forschend an. Sie wich seinem Blick aus und fuhr, um eine flüchtige Verlegenheit zu verbergen, rasch und aufgeregt fort: „Mit Ihnen, ja doch, mit Ihnen, Herr Leutnant. Mein Gott, mit wem soll ich denn in diesem fürchterlichen Land reden, wenn ich etwas wissen will, außer Ihnen? Es ist ja schrecklich.“

„Sie vergessen meinen Freund Mario, gnädiges Fräulein.“

Fräulein Marianne machte eine ungeduldige Bewegung.

„Nun setzen Sie sich mal hin, Herr Leutnant, und hören Sie mir zu! Eben von diesem Freund Mario soll ja die Rede sein. Ich kann, wenn ich etwas über ihn wissen will, doch nicht immer ihn selbst fragen, selbst wenn ich es möchte. Sehen Sie nicht wenigstens das ein? Hier, essen Sie!“

Damit reichte sie ihm eine Weintraube, die sie selbst abgepflückt, und drückte ihn auf eine Gartenbank nieder. Giuliano nahm Platz.

„Ah, von ihm soll die Rede sein?“ sagte er. „Das hätte ich mir übrigens denken können.“

Sie sah ihn voll, fast herausfordernd an.

„Weshalb, wenn's beliebt?“ fragte sie ziemlich energisch. Sie wollte bei Giuliano offenbar nicht den Gedanken aufkommen lassen, daß ihr Interesse an dem jungen Mann eine bestimmte Richtung, und zwar eine zärtliche Richtung habe.

Giuliano wurde ziemlich verlegen durch die schroffe unvermutete Frage. Er hatte allerdings den Gedanken gehabt, daß Fräulein Marianne ein zärtliches Interesse hätte, oder vielleicht wünschte er im Interesse seines Freundes auch nur, daß es so sein möge. Aber er konnte ihr doch das nicht sagen.

„O, o, meine Gnädigste!“ stammelte er.

„Damit Sie ganz genau wissen,“ fuhr sie energisch, ihn unterbrechend, fort, „weshalb ich mich bei Ihnen nach den Angelegenheiten des Herrn Mario Marini erkundige, und nichts Falsches glauben, will ich Ihnen sagen, daß Herr Giuberti bei meinem Vater angefragt hat, was wohl Peppa für das Bild erhalten würde, das sie für mich malt. Mein Vater hat natürlich die Beantwortung dieser Frage abgelehnt, und dabei ist es zur Sprache gekommen, daß Herr Mario Marini mit Giuberti in wenig beneidenswerten Beziehungen steht. Das thut natürlich meinem Vater ebenso wie mir sehr leid. Verstehen Sie, Herr Leutnant? Es thut mir ebenso leid wie meinem Vater, nicht anders.“

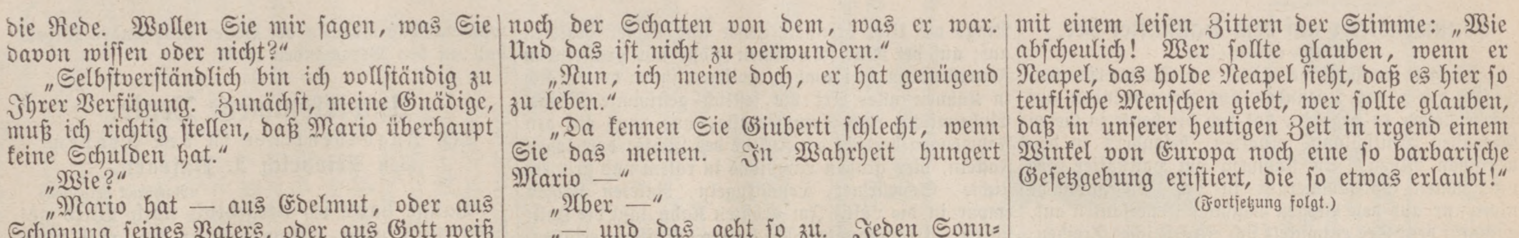
„Dieser verwünschte Giuberti!“ seufzte Giuliano unwillkürlich. „Er wird den jungen Mann in seiner heißhungerigen, wucherischen Geldgier noch ruinieren, um seine besten Hoffnungen betrügen.“

„Sehen Sie! Genau das sagte mein Vater auch, und wenn Sie sich nun noch wundern, daß ich Sie in seinem Auftrag um die näheren Verhältnisse des jungen Herrn Marini befrage, so wundern Sie sich meinethalben so viel Sie wollen, aber sagen Sie mir, was Sie wissen.“

Sie wandte sich etwas ab und schien wirklich unwillig, daß er ihrem Interesse für den jungen Mann eine Deutung gegeben hatte, die ihr offenbar mißfiel. Die junge Dame hatte plötzlich etwas so Strenges und Vornehmes, daß er seine Anspielung bedauerte.

„Gnädiges Fräulein,“ begann er in bittender Weise, „verzeihen Sie, wenn ich Ihnen mißfallen habe. Niemand kann es mit Mario aufrichtiger und besser meinen wie ich, und in seinem Interesse sollte es mir sehr leid thun, wenn ich Sie erzürnt hätte.“

„Davon ist keine Rede, Herr Leutnant. Es ist von den Schulden des jungen Marini



die Rede. Wollen Sie mir sagen, was Sie davon wissen oder nicht?"

„Selbstverständlich bin ich vollständig zu Ihrer Verfügung. Zunächst, meine Gnädige, muß ich richtig stellen, daß Mario überhaupt keine Schulden hat."

„Wie?"

„Mario hat — aus Edelmut, oder aus Schonung seines Vaters, oder aus Gott weiß welcher Ursache — für die Schulden seines Vaters bei Giuberti gut gesagt."

„Nun, das könnte doch nur zu seinen Gunsten sprechen."

„Jawohl, aber es fällt zu seinen Ungunsten aus. Sie kennen keinen neapolitanischen Wucherer, meine Gnädigste."

„Ist Giuberti ein solcher Mann?"

„Freilich. Er hat schon manchen auf dem Gewissen, den er durch seine rücksichtslose Habgier, durch seine gewissenlose Ausbeutung in Verzweiflung und Tod getrieben hat, und ich fürchte sehr, mein gnädiges Fräulein, es wird mit Mario nicht besser gehen."

„Was Sie sagen! Das wäre ja schrecklich!"

„Hören Sie, was ich Ihnen über die Sache mitteilen kann. Zufällig bekam ich von dem Kontrakt zwischen Mario und Giuberti gleich nach seinem Abschluß Kenntnis, und noch an demselben Tag bot ich dem Mann fünfhundert Lire, wenn er mir die Unterschrift Marios zurückgäbe —"

„Fünfhundert Lire?"

„Ja. Es sollte alles bleiben, wie er es mit Mario selbst verabredet hatte, nur der geschriebene Kontrakt — gnädiges Fräulein, ein wahrer Teufelspakt — sollte wieder vernichtet werden."

„Nun? Er wollte nicht?"

„Gott bewahre! Er lachte mich aus. Nicht um das Zehnfache wollte er das Papier hergeben."

„Sie hätten es gleichwohl einmal versuchen und ihm tausend Lire bieten sollen."

„Das wollte ich nicht, und das konnte ich auch nicht. Denn erstens bin ich von meinem Vater abhängig und habe so viel Geld nicht, wenn ich nicht ihn darum angehen wollte. Dann aber wollte ich es nicht, weil es vermutlich nichts genützt haben würde, sondern im Gegenteil Giuberti nur auf die Idee gekommen wäre, daß mir Außerordentliches an dem Kontrakt oder an Mario liege, und er dann nur um so wilder auf Mario eingedrungen wäre. Ich stellte es als eine gelegentliche Gefälligkeit dar, aber ich fürchte, Giuberti hat die Sache durchschaut, oder weiß nur zu gut, was er an dem verhängnisvollen Papier besitzt."

„Weshalb fürchten Sie das, Herr Leutnant?"

„Mein Gott, sehen Sie nur Mario an! Ist er nicht in der letzten Zeit furchtbar elend geworden? Sie hätten ihn sehen sollen, wie er noch in demselben Regiment stand wie ich, dieselbe Uniform trug wie ich —"

„Ah, er war Offizier?"

„Natürlich. Aber er mußte seinen Abschied nehmen, als sein Vater in Konkurs geriet. Sie hätten ihn damals sehen sollen, als er noch hier wohnte, wo Sie jetzt wohnen, dann würden Sie sagen: Es ist nur noch der Schatten von dem, was er war. Und das ist nicht zu verwundern."

„Nun, ich meine doch, er hat genügend zu leben."

„Da kennen Sie Giuberti schlecht, wenn Sie das meinen. In Wahrheit hungert Mario —"

„Aber —"

„— und das geht so zu. Jeden Sonnabend geht Mario zu Giuberti hin, um ihm die paar Lire zu bringen, die er sich von seinem kärglichen Gehalt abspart. Sie, mein gnädiges Fräulein, kennen die Neapolitaner zu wenig, um sich den Vorgang vorstellen zu können, aber wenn Sie nur einmal einer solchen Scene beiwohnen würden, wenn Sie hören könnten, wie Giuberti flucht und schwört, wie er sich beklagt, daß man ihn betrüge und daß er verhungern müsse, wie er gezwungen sei, den Chef Marios um Unterstützung anzugehen, wenn Mario nicht mehr bringe, und wie dann letzterer wieder bittet, nur das nicht zu thun, da er dann gänzlich ruiniert und aussichtslos sei, wie der eine bittet und fleht, und der andere flucht und sich bei allem, was heilig ist, verschwört — wenn Sie das nur einmal hören könnten, mein Fräulein, was Mario jeden Sonnabend hören muß, dann würden Sie erklärlich finden, warum er jetzt bleich und verhärmt aussieht, und würden nicht mehr meinen, daß er genug zu leben habe. In Wahrheit hungert er, um seine vermeintlichen Verpflichtungen zu erfüllen."

Fräulein Marianne hatte staunend zugehört, jetzt aber stand sie heftig auf, warf die Traube, die sie zur Hälfte gegessen hatte, mit einer zornigen Gebärde über die Terrasse hinunter in das Meer und rief aufgeregt und mit einem leisen Zittern der Stimme: „Wie abscheulich! Wer sollte glauben, wenn er Neapel, das holde Neapel sieht, daß es hier so teuflische Menschen giebt, wer sollte glauben, daß in unserer heutigen Zeit in irgend einem Winkel von Europa noch eine so barbarische Gesetzgebung existiert, die so etwas erlaubt!"

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der brasilianische Abgeordnete **M. Severo**, der gleich seinem Landsmann Santos Dumont Flugversuche mit einem von ihm konstruierten, angeblich lenkbaren Luftballon machte, hat bei seiner ersten Auffahrt in Paris den Tod gefunden. Er stieg mit seinem **Ballon „Pax"** in der Nähe des neuen Pariser Exerzierfeldes im Süden der Stadt auf. Sein Begleiter war der Ingenieur Sachet. Anfangs ging alles gut, aber als die Luftschiffer sich über der Avenue du Maine befanden, fing der Ballon plötzlich an, sich um sich selbst zu drehen, aus der äußeren Hülle schoß eine Flamme auf, ein lauter Knall ertönte, und das Luftfahrzeug stürzte aus einer Höhe von etwa 400 Meter wie ein Stein auf die Straße herab. Severo wie Sachet waren sofort tot. Wodurch die Explosion verursacht wurde, ist unaufgeklärt. — Von einer furchtbaren Naturkatastrophe ist die zum französischen Kolonialbesitz gehörige westindische Insel **Martinique** betroffen worden. Der im nördlichen Teil der Insel sich erhebende Vulkan Mont Pelée, den man, da er seit 1851 nicht mehr thätig gewesen war, erloschen wähnte, hat durch einen plötzlichen Ausbruch das ganze Gelände ringsum und die zu seinen Füßen liegende Hafenstadt **St. Pierre** völlig zerstört. Ueber 40,000 Menschen sind dabei ums Leben gekommen. Die Katastrophe trat morgens gegen 8 Uhr ein. Unter furchtbarem Getöse und elektrischen Entladungen barst der Berg, der obere Gipfel und der mit einem kleinen See gefüllte alte Krater wurden völlig in die Luft gesprengt, und ein Wirbelsturm von Rauch, Feuer, heißem Schlamm, giftigen Gasen und glühenden Lavastücken ging über die unglückliche Stadt hin und vernichtete sie mit allem, was darin war. Selbst die Schiffe im Hafen wurden zerstört. Die hübsch inmitten prächtiger tropischer Vegetation gelegene Stadt St. Pierre war die größte Stadt und der Haupthandelsplatz der Insel. Sie zählte mit den Vororten rund 36,000 Einwohner, von denen nur ein geringer Teil aus Weißen — Europäern und Kreolen —, der weitaus größte aus Negern und Mulatten bestand. Die **Frauen** von Martinique erinnern in Aussehen und Tracht an die Spanierinnen.



Frau von St. Pierre auf Martinique.

Die Hamburger Börse.

(Mit Bild auf Seite 196.)

Der hohen Bedeutung von Hamburg als erster Handelsstadt des Deutschen Reiches entspricht die Wichtigkeit seiner Börse, wo tagtäglich um die Mittagszeit die größten Summen umgesetzt und die bedeutendsten Geschäfte abgeschlossen werden. Das Börsengebäude, das 1839 bis 1841 mit dem Aufwand von einer Million Mark aufgeführt und in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erweitert wurde, liegt mit der Hauptfront nach dem Adolfsplatz und wirkt sehr stattlich mit seiner neuen Sandsteinfassade und der vorgelagerten korinthischen Säulenhalle. Der große Hauptsaal in der Mitte ist von einer Galerie umgeben, von der man bequem auf das rege Getriebe während der Geschäftszeit herabblicken kann.

Sonnwendfeier auf dem Hallstätter See.

(Mit Bild auf Seite 197.)

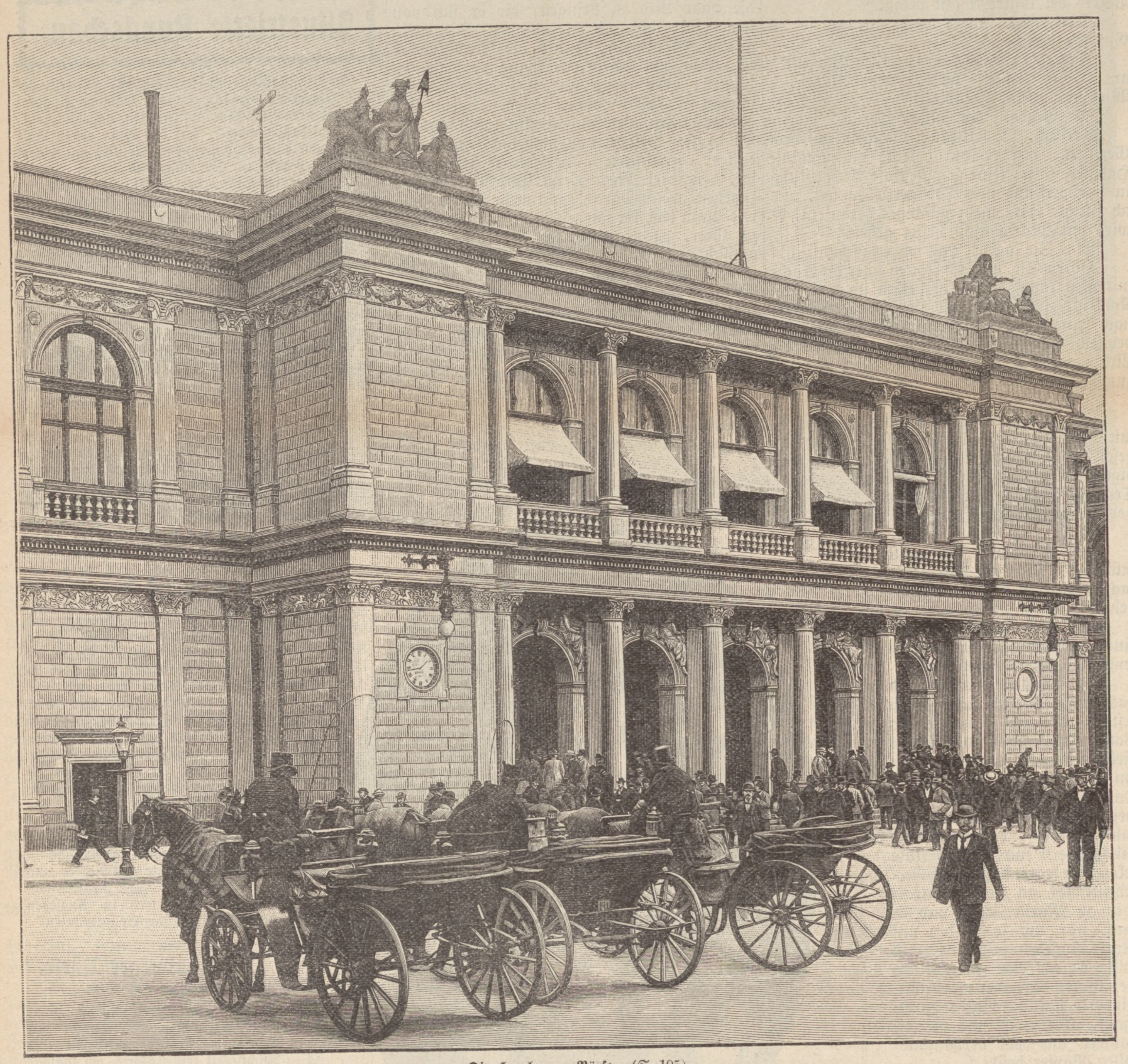
Die alte germanische Sitte, die Sommersonnenwende durch das Anzünden von Feuerbränden auf Bergeshöhen zu begehen, hat sich bis heute in vielen Gegenden Deutschlands erhalten, besonders in den deutschen Alpen. So flammen am Hallstätter See im schönen Salzkammergut in der Johannisnacht nicht nur auf den Bergen mächtige Feuersäulen auf, auch auf dem See entwickelt sich ein festliches Treiben. Rings am Ufer brennen Feuer und steigen Raketen auf; auf der Flut schwimmen Flöße mit prasselnden Feuerbränden frei umher, zwischen ihnen bewegt sich in Kähnen aller Art die festlich gestimmte Menge, Einheimische und Sommergäste, und auch auf den Fahrzeugen herrscht der Kultus des Lichts: dort lohen Fackeln, hier glühen Lampions in rotem und grünem Lichte, Schwärmer, Leuchtkugeln, Raketen steigen empor in die Luft. Im größten Kahn läßt die Hallstätter Bergmannskapelle lustige Weisen ertönen, während das Krachen der Böller dröhnenden Widerhall an den Bergwänden weckt.

Unwillkommene Beute.

Ein Jagdabenteuer in den Tropen.

Von **Friedrich J. Pajeken.**

Lange hatte ich vergeblich nach Wild gesucht und nicht einmal einen Papagei oder



Die Hamburger Börse. (S. 195)
Nach einer Photographie von Strumper & Co. in Hamburg-Uhlenhorst.

eine Taube gesehen; dabei war ich immer tiefer in das Urwaldsdickicht geraten, und plötzlich fühlte ich mich vollständig verstrickt in den mich umgebenden Schlingpflanzen, während sich die Aeste der Bäume nahe über meinem Haupte zu einem dichten Gewirr vereinigten. Ich saß wie in einem Käfig und konnte weder rückwärts noch vorwärts.

Da — ein kalter Schauer rann mir durch Mark und Bein — bewegte sich durch die Ranken eine große Schlange auf mich zu. Ihre Augen blitzten, und ihre gespaltene Zunge schoß aus dem breiten Maule hervor. Gleichzeitig glaubte ich vor mir das Krachen des Buschwerks und der dürren Aeste am Boden zu vernehmen, neues Entsetzen erfaßte mich, denn ein Jaguar oder ein Tiger, wie die größeren Jaguare in Venezuela genannt werden, kroch zähnefletschend und mit funkelndem Blick zu mir heran. Hastig wollte ich nach meiner Flinte greifen, nach meinem Messer am Gürtel. Ich vermochte es nicht; fest umschlang das Pflanzengewirr meine Arme. Näher und näher kroch der Tiger. Der Kopf der Schlange war kein Meter weit mehr von dem meinigen entfernt. In Todesangst sammelte ich alle meine Kräfte, und mit einem Ruck versuchte ich mich zu befreien. In demselben Augenblicke fühlte ich mich an der Schulter gepackt und heftig geschüttelt.

„Zum Kuckuck! Sind Sie toll? Ich bin's ja. Fünf Uhr ist's und Zeit, daß wir aufbrechen," klang es an mein Ohr.

Noch immer voll Entsetzen und doch verwundert über die menschliche, mir wohlbekannte Stimme, starrte ich in die blitzenden Augen mir gegenüber, und jetzt wurde mir klar, daß sie nicht einer Schlange, sondern meinem brillenbehafteten Freunde, dem Doktor,



Sonnwendfeier auf dem Hallstätter See. (S. 196)

gehörten, der neben meiner Hängematte stand, in der Hand ein Windlicht, dessen Flamme sich in seinen Augengläsern spiegelte.

Ich sprang auf und reichte ihm die Hand, froh, in die Wirklichkeit zurückversetzt zu sein. Und während ich mich wusch und ankleidete, erzählte ich dem Freunde meinen Traum.

Der Doktor lachte herzlich, besonders, als ich ihm mitteilte, daß ich ihn für die Schlange gehalten hatte. „Da fällt mir meine einjährige Dienstzeit in der Heimat ein," erwiderte er, indem er nachsah, ob das Kaffeewasser im Kessel schon kochte. „Brillenschlange nannte mich mein Hauptmann, dem Soldaten mit Brillen ein Greuel waren."

„Na, vielleicht ist mein Traum eine Vorbedeutung, und möglicherweise bringen wir heute von der Jagd eine Schlange, sowie einen kleinen Jaguar, einen Puma oder gar einen Tiger als Beute heim," meinte ich.

„Das sollte mich freuen; hoffentlich ist es dann aber etwas Reelles, eine Riesenschlange oder Anakonda, und nicht wieder wie bisher ein Regenwurm von drei bis fünf Fuß Länge. Vorwärts, Freund! Der Kaffe kocht."

Während meines Aufenthaltes am Orinoko war in der trockenen Jahreszeit — von November bis Mai — mein größtes Vergnügen die Jagd, und dieses teilte mit mir in vollem Maße mein Landsmann, der Doktor L. Ich will hier gleich bemerken, daß er seines Zeichens kein Arzt, sondern Apotheker war, doch von allen mit jenem Titel angeredet wurde, weil er bei jedem Leiden seiner Mitmenschen stets mehr oder weniger wirkungsvolle Ratschläge und Arzneien bereit hatte. So oft es seine Zeit erlaubte, begleitete er mich, und dann streiften wir beide zu Wasser, zu Pferde oder zu Fuß meilenweit in der Runde die Umgegend ab und schossen, was uns nur irgend schießenswert erschien. Auch an jenem Morgen beabsichtigten wir wieder — diesmal zu Fuß — am Ufer des Orinoko entlang einen derartigen Streifzug zu unternehmen.

„Mann, Mann! Was wollen Sie damit?" rief der Doktor tadelnd, als wir unseren Kaffee getrunken und uns durch einen Imbiß gestärkt hatten, und zeigte auf eine Flasche Rum, die ich in meine umgehängte Jagdtasche versenkte.

Mein Freund hatte einen starken Widerwillen gegen alle geistigen Getränke, das wußte ich, und ich versetzte daher rasch, daß der Rum nicht für unseren Gebrauch bestimmt sei, sondern als Gegengabe für Gefälligkeiten dienen solle, die mir ein Mestize Namens Francisco Benares, dessen Pflanzung in der Gegend lag, erwiesen hatte.

Beruhigt brach der Doktor mit mir auf. Unsere Flinte auf der Schulter, wanderten wir durch die Stadt, in der noch alles schlief. Nur das Rauschen des Orinoko und unsere Schritte auf dem Steinpflaster unterbrachen die nächtliche Stille des prachtvollen Januarmorgens.

Bald lag die Stadt hinter uns, und zwischen hohen Kaktushecken, die Bananen-, Palmen- und Gemüseanpflanzungen begrenzten, ging es rüstiger weiter. Der klare Sternenhimmel, sowie das im Westen stehende Mondviertel verbreiteten so viel Helle, daß sich die Gegend auf weitere Strecken erkennen ließ.

Hier und dort lief laut bellend ein Hund hinter uns her: ein Zeichen, daß der Tag nicht mehr fern war, und bald zeigte sich denn auch am östlichen Horizont ein lichter, sich rasch ausdehnender Schein, aus dem blitzende Strahlen bis hoch zum Zenith emporschossen. Die Nacht wich schnell. Die Sterne und der Mond erblaßten. Es wurde heller und heller mit jeder Sekunde. Vogelstimmen ertönten. Schrill begannen die Grillen am Wege ihren Gesang. Pferdegewieher und Eselgeschrei erschallten nahe und fern. Scharen großer und kleiner grüner Papageien, langgeschwänzte, buntgefiederte Araras kreuzten laut schreiend und krächzend die Luft. Und nun stieg blendend die Sonne empor und warf eine Flut von Licht über die Erde, auf der an Halmen und Blättern die Tautropfen wie Diamanten funkelten.

Kaum fünf Minuten dauerte der märchenhafte Wandel von Nacht in Tag, und obgleich mein Freund und ich ihn schon oft erlebt hatten, übte derselbe doch ungeschwächt seinen Zauber auf uns aus.

Nachdem wir noch eine Weile gewandert waren, hatten die Anpflanzungen am Wege ein Ende. Eine von Baumgruppen und Büschen unterbrochene Grasfläche, die sich weit nach Süden ausdehnte, überschritten wir; dann nahm uns der Urwald auf, in welchem wir bereits die angenehme Kühle gegen die draußen herrschende, sich von Minute zu Minute steigernde Hitze empfanden.

Papageien und Tauben hätten wir schon vollauf schießen können; aber die gute Mutter Marie, eine Landsmännin, bei der sich fast sämtliche Deutsche in Kost befanden, hatte sich entschieden verbeten, derartiges lumpiges Getier noch weiter für uns zuzubereiten, und daher war unser Verlangen heute auf eine größere oder doch interessantere Beute gerichtet. Der Doktor wünschte sich am liebsten ein Krokodil, dessen Haut er einem früheren Kollegen in Deutschland versprochen hatte, und ich dachte an die mir im Traume erschienenen Bestien.

Doch es schien, als sollten sich unsere Wünsche nicht erfüllen. Leer waren, wo wir auch an das Ufer des Orinoko gelangten, die Playas, jene sich weit in das Flußbett hinein erstreckenden Sandflächen, von den sonst so reichlich vorhandenen Reptilien, und soviel wir auch das Dickicht überall durchstöberten, ließ sich ebensowenig eine Schlange oder dergleichen blicken.

Höher und höher stieg die Sonne, und immer brennender sandte sie ihre Strahlen auf uns herab. Wieder und wieder mußte mein Freund seine Brille putzen, über deren Gläser der ihm in Strömen von der Stirne rinnende Schweiß tropfte.

Die Vögel waren verstummt; sie rasteten während der heißen Tagesglut unter dem schattigen Laube der Bäume, und auch alles übrige Getier hatte sich anscheinend in die kühlen Verstecke zurückgezogen. Nur die Insektenwelt tummelte sich fleißig überall im Sonnenschein, Bienen, Fliegen, Schmetterlinge, Libellen und Käfer in Menge, und im Waldesdunkel umschwärmten uns summende Moskitos, gegen deren empfindliche Stiche wir uns vergeblich wehrten.

„Nichts, gar nichts!" sagte der Doktor enttäuscht, während er wohl zum zwanzigstenmal mit beispielloser Geduld seine Brille einer Reinigung unterwarf. „Ihr Traum ist keine Vorbedeutung gewesen; mit unserer Jagd ist's Essig."

Ich nickte und schlug vor, Francisco Benares aufzusuchen, von dessen Pflanzung wir nicht mehr weit entfernt waren.

Nach kurzem Zögern und forschendem Blick durch die nun wieder blanke Brille in die Runde willigte mein Freund ein, und langsam schritten wir weiter durch den Wald der Richtung zu, in welcher des Mestizen Besitzung liegen mußte.

Lautlos glitt unser Fuß über die weiche, dicke Schicht abgefallener Blätter am Boden. Wie gewaltige Pfeiler strebten die Stämme der Waldriesen himmelwärts, und hoch oben über unserem Haupte wölbte sich, einer mächtigen Kuppel ähnlich, das grüne dichte, keinen Sonnenstrahl hindurchlassende Laubdach. Feierlich still war es um uns her; nur unaufhaltsam ertönte leise das Summen und Singen der uns umschwärmenden blutdürstigen Moskitos.

Durch dichtes, von Schlingpflanzen überwuchertes Gestrüpp gelangten wir schließlich hinaus in das Freie, „in den Backofen", wie der Doktor sich äußerte, und hier entdeckten wir eine Art Weg, der zuerst am Walde entlang und dann zwischen einzelnen Bäumen und Büschen weiterführte. Wir folgten demselben, und bald gewahrte ich auch die von Kokospalmen und hohen, fruchtbeladenen Mangobäumen umgebene, mit Temichepalmenwedeln gedeckte Hütte des mir bekannten Mestizen.

Soeben hatte ich meinen Freund darauf aufmerksam gemacht, als ich unmittelbar vor uns eine ziemlich große Schlange bemerkte, die zusammengerollt auf dem Wege lag.

„Halt!" schrie ich dem Doktor zu, der wieder einmal damit beschäftigt war, seine Brille zu reinigen; doch schon war es zu spät. Er sah die Schlange nicht und berührte sie, weiterschreitend, mit dem Fuße. Das Reptil schnellte zischend empor, und in der nächsten Sekunde stieß mein Freund einen leichten Schrei aus. Die Schlange hatte ihn in das Bein gebissen.

Einen am Wege liegenden Knüttel aufraffen und damit so lange auf das Tier losschlagen, bis es, verendend, sich am Boden wand, war das Werk eines Augenblicks; dann trat ich hastig auf den Doktor zu, der scheltend sein Beinkleid aufstreifte und, auf zwei kleine Löcher in seiner Wade deutend, sagte: „Seht! Da hat mich das Vieh gepackt."

„Es ist eine Klapperschlange," stieß ich in der größten Sorge hervor.

Mein Freund sah sich die Schlange an und griff dann gelassen in seine Jagdtasche.

„Sie ist sehr giftig," fuhr ich zitternd vor Erregung fort.

Der Doktor nickte. „Freilich, freilich!" erwiderte er mit unheimlicher Ruhe; dann blickte er jedoch bestürzt auf ein Fläschchen, das er aus seiner Jagdtasche hervorgezogen hatte. Es war ohne Stöpsel und leer. „Potz Wetter! Sämtliches Ammoniak ist fort," sagte er erschrocken. „Was beginnen wir nun? In einer halben Stunde werde ich ein toter Mann sein."

„Um Gottes willen!" rief ich entsetzt. „Es muß doch noch andere Mittel geben, um die Wirkung des Giftes aufzuheben."

Mein Freund starrte sprachlos vor sich nieder. Er, der sonst für andere stets einen Rat bereit hatte, wußte sich selbst nicht zu raten.

Ich erinnerte mich, daß man bei Blutvergiftungen das betreffende Glied unterbinde. Hastig nahm ich aus meiner Tasche einen kurzen Strick, den ich auf der Jagd zu allerlei Zwecken immer bei mir führte, streifte dem Doktor das Beinkleid bis über das Knie und schnürte unter diesem den Strick so fest um das Bein, wie ich es nur vermochte; dann warf ich mich nieder und begann, die Wunde auszusaugen.

„Bemühen Sie sich nicht unnötig, lieber Freund," sagte der Doktor tonlos. „Die Bestie hat mich zu tief gepackt; es hilft nichts."

Verzweifelt sann ich hin und her, wie dem Aermsten dennoch geholfen werden könne. Sollte ich zu Francisco Benares laufen und ihn um Rat fragen? Vielleicht war er gar nicht daheim, und wenn es wirklich der Fall war, kam gewiß, bis ich zurückkehrte, jedes Mittel zu spät. Da fiel mir ein, daß ich ja das beste Gegengift bei mir trug. Rasch holte ich die Flasche Rum, die ich für den Mestizen

in der Jagdtasche hatte, hervor, und ebenso rasch war sie entkorkt. Einen tüchtigen Rausch mußte sich der Doktor antrinken; das vermochte ihn möglicherweise zu retten.*) Ich hielt ihm die Flasche an den Mund. „Trinken Sie, alter Freund! Trinken Sie!" drängte ich.

Wie von der Tarantel gestochen, fuhr er zurück. „Nicht um alle Welt! Das ist ja Rum, das schauderhafteste Zeug, welches ich kenne."

„Hilft nichts! Sie müssen es trinken. Wollen Sie an dem Schlangengift sterben?"

Jetzt besann er sich eines anderen. Er mochte sich gleichfalls des von mir bezeichneten Mittels als wirksam erinnern. Langsam griff er nach der Flasche und trank daraus mit geschlossenen Augen einen Schluck; dann schüttelte er sich, und sein Gesicht zog sich zusammen. „Das ist furchtbar!" stöhnte er.

„Hilft nichts! Weiter! Weiter!" drängte ich voll Angst in dem Bewußtsein, daß jede Minute kostbar sei.

Noch einmal trank er, und ich ließ nicht nach, ihn energisch wieder und wieder dazu zu bewegen. Jeden Schluck würgte er mit äußerster Ueberwindung hinunter; doch plötzlich streckte er die Flasche weit von sich. „Nicht einen Tropfen mehr von dem Teufelszeug!" ächzte er. „Gift ist's für mich, schlimmer wie das der Klapperschlange, und soll ich heute mit dem Leben abschließen, so will ich es lieber durch den Biß ins Bein."

Ich bat, ich flehte. Ich drohte. Es war vergeblich. „Nicht einen Tropfen mehr!" Dabei blieb der Doktor mit dem Eigensinn eines ungezogenen Kindes.

Erschüttert betrachtete ich den Freund, der, sich immer aufs neue schüttelnd, seine Kehle rieb, dann aber gewohnheitsgemäß wieder seine vom Schweiß getrübte Brille putzte. Ich konnte es nicht fassen, daß er von mir, aus dem Kreise seiner Landsleute, von denen ein jeder ihn so gern hatte, für immer scheiden sollte, und dennoch glaubte ich kaum, noch daran zweifeln zu dürfen. Noch einmal hielt ich ihm die Flasche hin und bat flehentlich zu trinken.

„Zum Henker! Wenn's denn sein muß," rief er plötzlich in seltsam verändertem Tone, „her damit!" Und er setzte die Flasche an den Mund und trank, bis ihm die Augen fast aus dem Kopfe quollen; dann aber stöhnte er wild und schleuderte mit einer Verwünschung die fast leere Flasche weit von sich.

Mein Herz klopfte mir zum Zerspringen. Schwer seufzend packte ich den Todeskandidaten am Arm und zog ihn mit mir nach der etwa noch fünfhundert Schritte entfernten Hütte.

„Haben Sie noch irgend welche Wünsche, im Falle es zum Schlimmsten kommen sollte?" fragte ich nach kurzem Schweigen. Kaum vermochte ich, die Worte über die Zunge zu bringen.

Er schüttelte den Kopf. „Grüßen Sie alle Bekannten und Freunde und bitten Sie sie, mich in gutem Andenken zu behalten. Ich stehe sonst allein in der Welt. Drüben in Deutschland habe ich außer einigen alten Kollegen niemanden, der nach mir fragt. An Mutter Marie bestellen Sie einen besonderen Gruß, und sagen Sie ihr — ja, was wollte ich denn gleich sagen? — Richtig! Die Tauben und Papageien waren doch immer delikat, nur manchmal zu fett gebraten. Doppeltkohlensaures Natron ist übrigens nach einer derartigen Mahlzeit ein sehr gutes Mittel, um den Magen wieder zu beruhigen. Potz Hagel und Wetter! Drehe ich mich, oder dreht sich der ganze Schwindel um mich her? — So halten Sie mich doch fest! — Hahaha! Wie in der Jugend auf dem Karussell. — Ja; als ich noch ein Knabe war — potz Wetter, da habe ich manchen dummen Streich — ausgeheckt. Ich — nein, Sie — nein, ich — — Was meinen Sie?"

Er klammerte sich krampfhaft mit beiden Händen an meinen Arm.

Trotz der glühenden Hitze klapperten mir die Zähne wie vor Frost. Starr war der Blick des Doktors, seine Augen schienen mir bereits jenen glasigen Ausdruck wie bei Sterbenden anzunehmen. Keines Wortes mächtig legte ich den Arm um ihn. Seine Kniee schlotterten. Noch einige Schritte wankte er vorwärts; dann sank er stöhnend zu Boden.

Ratlos, beinahe meiner Sinne beraubt, schaute ich umher. Von der Hütte kam ein Mann, in dem ich Francisco Benares erkannte. Ich winkte ihm, sich zu beeilen, und gleich darauf war er an meiner Seite.

„Mein Freund ist von einer Schlange gebissen. Ich fürchte, er stirbt!" stotterte ich. Ich fühlte, wie mir der kalte Angstschweiß von der Stirn rann. Meine Kehle war mir wie zugeschnürt.

Der Mestize beugte sich zu dem Doktor nieder und betastete ihm Schläfen und Hände.

„Papageienbraten — nur zu fett! — Natrium bicarbonicum — eine Messerspitze voll!" lallte jener mühsam.

Francisco Benares nickte mir schmunzelnd zu. „Ihr scherzt, Señor! Es heißt in der Stadt, der Doktor sei der nüchternste Mensch von der Welt; jetzt aber ist er vollständig betrunken."

„Mann, Freund, Don Francisco! Seid Ihr wirklich davon überzeugt?" rief ich halb erfreut, von neuer Hoffnung beseelt.

Der Mestize sah mich an, als hielte er auch mich nicht für ganz nüchtern. „Verlaßt Euch darauf, Señor! Wenn ich etwas kenne, das kenne ich genau," meinte er verschmitzt.

In meiner Freude umarmte ich ihn stürmisch.

Vertraulich klopfte mir Francisco Benares auf den Rücken. „Na, na! Es ist schon gut, Señor!" sagte er in beruhigendem Tone. „Meine Hütte steht zu Eurer Verfügung. Dort könnt Ihr und der Señor Doktor ausschlafen, bis —"

„Nun ist er hoffentlich gerettet!" fuhr ich jubelnd, ohne seine Worte zu beachten, fort, und in fliegender Hast erzählte ich, was sich ereignet hatte.

Bestürzt hörte der Mestize zu. Er hatte mich offenbar ebenfalls für betrunken gehalten. Dann begaben wir uns nach der Stelle, wo die verendete Schlange lag.

„Caramba, Señor, Ihr habt recht! Es ist eine Cascabel," sagte Francisco Benares, und ängstlich, als könne ihm das etwa fünf Fuß lange graubraune, auf dem Rücken mit schwarzbraunen, weißlich geränderten Flecken versehene Reptil auch jetzt noch Schaden zufügen, packte er es hinter dem Kopf, und schnell eilten wir nach dem Doktor zurück, der sich vergeblich vom Boden zu erheben versuchte.

„Potz Wetter! Habe ich denn Blei — in den Knochen?" lallte er. „Und sehen — kann ich — auch nichts. Meine Brille —"

„Lassen Sie es gut sein, Freund! Kommen Sie nur!" wandte ich mich an ihn, und Francisco und ich richteten ihn auf, und mit Mühe wankte er, von uns kräftig unterstützt, weiter.

„Natrium bicarbonicum! — Zu fett! — Aber wir — wir schießen sie — doch wieder. Mutter Marie — mag wollen — oder nicht. Gute Seele! Hahaha! Weshalb — weshalb sind Sie nicht — vergnügt, alter Freund?" stieß er mit schwerer Zunge hervor, und nun fing er gar an zu singen. „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage." Es klang furchtbar, denn der Doktor hatte weder Stimme noch das geringste musikalische Gehör.

So erreichten wir die Hütte, aus der uns des Mestizen junges, hübsches Weib mit ängstlich fragenden Blicken entgegentrat.

„Vorwärts, Juanita! Die große Hängematte in der Sala befestigt!" rief ihr der Gatte zu.

Einige Minuten später lag dort der Doktor sicher gebettet. Damit er nicht aus der Hängematte fallen konnte, hatte Francisco Benares sie oben mit einem Strick teilweise zugeschnürt.

Die Sala bestand aus einem durch ein kleines vergittertes Fenster erhellten Raum von etwa fünfzehn Fuß im Geviert mit Lehmfußboden und aus mit geflochtenem Gestrüpp und Lehm hergestellten Wänden, an denen verschiedene Jagd- und Fischereigerätschaften, sowie ein Machete (breites, mehrere Fuß langes Messer mit kurzem Griff) hingen. Einige große Schildkrötenschalen, die als Stühle dienten, und ein kleiner, roh zusammengezimmerter Tisch bildeten die Ausstattung des „Saales".

„So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage," sang, sich in der Hängematte hin und her werfend, noch einmal der Doktor, dann verstummte er plötzlich.

Als ich besorgt zu ihm eilte, war er eingeschlafen, und fest schlief er den ganzen Tag, währenddem der Mestize und sein Weib mich in der gastfreundschaftlichsten Weise zu bewirten und zu unterhalten sich bemühten.

Gegen Abend erwachte mein Freund in einem jämmerlichen Zustande. Es war nicht daran zu denken, daß er den Weg nach der Stadt zu Fuß zurücklegte, und Francisco Benares borgte daher von einem Nachbarn einen Esel für ihn und begleitete uns auch heimwärts.

Der Doktor hing bleich und schweigend im Sattel. Nur einmal raffte er sich auf, und sich an mich wendend, sagte er, bemüht, einen scherzenden Ton anzuschlagen, was ihm jedoch nicht recht glücken wollte: „Ihr Traum in der vergangenen Nacht hat sich voll bewahrheitet, alter Freund. Wir bringen nicht nur als Beute eine Schlange, sondern ich bringe dazu auch noch das uns im Traum verheißene Tier vom Katzengeschlecht heim: einen ganz niederträchtigen Kater." —

Das Abenteuer verlief ohne weitere ernste Folgen für den Doktor: die starke Dosis Rum hatte ihre Schuldigkeit gethan. Nach einigen Tagen war er wieder völlig hergestellt; nur eine gewisse Schwäche, besonders im Bein, blieb noch längere Zeit zurück.

*) Alkohol ist noch immer das sicherste Mittel gegen den Biß von Giftschlangen, nur muß es sofort und in Mengen genossen werden. D. Verf.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Kanone von Lepanto. — Vor dem k. k. Heeresmuseum im Artilleriearsenal zu Wien sind vier lange Reihen von je fast hundert altertümlichen, merkwürdigen Geschützen aufgestellt, die meisten Eroberungen der verschiedenen Kriege vergangener Jahre sind.

Einen besonders historischen Wert hat das vierte Geschütz, rechts vom Eingange, erste Reihe.

An diese kleine neunpfündige venetianische Bronzekanone knüpfte sich eine teilweise durch Dokumente erhärtete Tradition seltsamer Schicksale. Das Material dieses Geschützes stammt aus den Resten eines anderen, aus Maximilianischer Zeit herrührenden Geschützes, welches wegen seiner Größe und künstlerischen Ausführung ehemals in besonderem Ansehen stand. Während des furchtbaren Brandes, der in der Nacht vom 14. zum 15. September 1569 das herrliche Arsenal in Venedig zum Opfer fiel — man sagt, das Feuer sei auf Anstiften der Türken angelegt worden —, schmolz dieses Riesengeschütz, und die flüssigen Metallmassen stürzten in das Meer. Der berühmte Büchsengießer Alberghetti ließ auf Ver-

anlassung des Arsenalobersten Contarini die Bruchstücke des Kanonenmetalles heben, wobei zum erstenmal die Taucherglocke angewendet wurde, und es konnten aus der großen Menge der wieder zu Tage geförderten Stückmasse zehn Schiffskanonen für die neu ausgerüstete Kriegsgaleere „Mongibello di Venezia" gegossen werden. Bei diesem Gusse geschah ein Unglück, indem eine dem Hause des Contarini nahestehende Person, man erzählte, eine verschmähte Geliebte des Stückgießers, in die geschmolzene Metallmasse fiel und darin zu Asche verbrannte.

Eines dieser zehn neuen Geschütze gab in der bei Lepanto am 8. Oktober 1571 stattgefundenen Seeschlacht von dem „Mongibello di Venezia" aus einen so glücklichen Schuß gegen das türkische Admiralschiff, daß es bald darauf sank. In die so gebildete Lücke drängten sich todesmutig die venetianischen Galeeren und entschieden so den Sieg, der sich bereits auf Seite der Moslims neigte, zu Gunsten der Christenheit. Don Juan d'Austria, der die vereinigten Flotten Spaniens, Venedigs, des Papstes und der Malteser kommandierte, errang einen vollständigen Sieg; nur dreißig türkische Schiffe retteten sich, nahezu hundert wurden an den Strand getrieben und verbrannt, mehr als hundert erobert; 80,000 Türken wurden niedergemacht und 50,000 gefangene christliche Galeerensklaven befreit. Man erkannte bereitwillig, daß der glückliche Schuß aus diesem Geschütze des Meisters Alberghetti die Wendung zum Siege eingeleitet hatte, und der Stückgießer, der auch, wie damals üblich, zugleich mit Stückschütze war, erhielt hohen Lohn und genoß reiche Ehren. Das Geschütz selbst wurde auf einem prächtigen Gestelle in der Ruhmeshalle des wieder aufgebauten Arsenals aufgestellt, und eine Metalltafel kündete dessen segenbringenden Schuß.

Mit dem Heimfall Venedigs an Oesterreich kamen auch die Geschütze des Arsenals dieser Stadt nach Wien, und die Kanone von Lepanto wanderte von dem alten Zeughause in das neue Heeresmuseum. Nach einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers Franz darf dieses Geschütz nie eingeschmolzen werden.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Kanone sind kleine ringförmige Vertiefungen, welche im Abstande von 10 zu 10 Centimeter das Innere der Bohrung einnehmen. Sie dienten zur Aufnahme der sogenannten Schußsalbe, einer geheimnisvollen Mischung von Pulver und verschiedenen unnennbaren Ingredienzien der Hexenküche, mit welcher die alten abergläubischen Artilleristen die Bohrung der Kanone nach dem Laden ausschmierten, in der Meinung, hierdurch an Schußsicherheit und Tragweite zu gewinnen. [A. D. Borum.]

Ein drastisches Mittel. — Der berühmte Maler Hogarth beabsichtigte einst, einen entrüsteten Musiker darzustellen. Zum Modell hatte er sich den Italiener Castrucci ersehen, der seit 1720 als erster Violinist bei der Oper in London angestellt war. Um nun zu seinem Zweck zu gelangen, ließ er vor der Wohnung des Musikers ein Konzert aufführen, zu dem er eine Menge lärmender Instrumente aufgetrieben hatte. Was Hogarth vorausgesehen, geschah. Das entsetzliche Konzert hatte Castrucci derart aufgeregt, daß er wütend an das Fenster eilte und die lästigen Konzertmacher fortzuscheuchen suchte. Diesen Augenblick benutzte der verschmitzte Hogarth und brachte die wohlgelungenen Gesichtszüge und Gebärden des empörten Musikers zu Papier. [M. L—l.]

Humoristisches.



Trost.

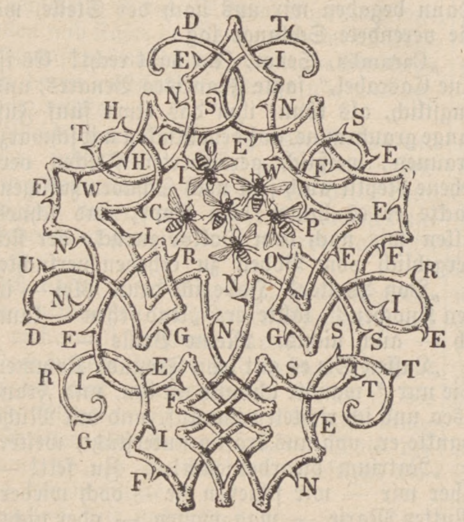
Soldat (beim Abschied): Reserl, tröste dich nur, weine nicht so, ich werde schon wieder eine andere finden!

Das Gegenteil.

Richter: Angeklagter, Sie scheinen schlechten Umgang zu haben.
Angeklagter: Im Gegenteil, ich verkehre doch fast seit meiner Jugend mit Richtern und Staatsanwälten.

Yorks Frühstück. — Während der Völkerschlacht bei Leipzig hatten am Morgen des 16. Oktober 1813 schwarze Husaren einen Sack mit Borsdorfer Aepfeln erbeutet. Als ihnen die Zeit des Wartens auf das Einhauen zu lang wurde, steckten sie, unbekümmert um einige einfallende Kanonenkugeln, eine Schäferhütte in Brand, in deren auflodernden Feuer sie die Aepfel brieten. Vor dem Dorfe Lindenthal verspeisten sie die süßen Früchte. Da ritt York heran. Ein Freiwilliger legte einige gebratene Aepfel auf den Deckel seines Tschakos, der bekanntlich vorn als Abzeichen einen Totenkopf trägt, und überreichte sie dem alten „Isegrim". Dieser beschaute sich kopfschüttelnd den merkwürdigen Präsentierteller, dann brummte er: „Von einem Teller mit einem Totenkopfe habe ich mein Lebtag noch nicht gefrühstückt!" und griff zu. [D.]

Dornenranken-Rätsel „Die Wespen".



Die in obiger Figur verstreuten Buchstaben lassen sich von den Dornenranken so ablesen, daß sie ein Sprichwort ergeben. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 26.

Charade. (Dreisilbig.)

Der Ersten Paar belebt in fernen Zonen
Des dichten Urwalds tiefe Einsamkeit,
Dort wiegt, umhüllt von prächtig-buntem Kleid,
Es stolz sich in der Bäume grünen Kronen.

Ein Sprichwort weiß gar deutlich zu betonen
Der guten Dritten große Teuerkeit,
Sie uns zu geben, sind stets viel bereit,
Doch selten wird's sie anzunehmen lohnen.

Was nun jedoch das Ganze dir benennt,
Vermagst du ohne Zweifel leicht zu sagen,
Es ist ein Berg, den jedes Kind wohl kennt;

Ein Berg, der einst, in grauer Vorzeit Tagen,
Wie uns erzählt das Alte Testament,
Den Frommen Rettung bot aus schweren Plagen.

Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösungen von Nr. 24:

des Bilder-Rätsels: Was sich soll klären, das muß erst gähren;

des Streich-Rätsels: **Bach**, **Lear**, **Kilo**, **Gott**, **Sieb**, **Emir**, **Buch**, **Kopf**, **Blei**, **Riff**, **Eger** = Charlotte Birch-Pfeiffer;

der dreisilbigen Charade: Goldregen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.